

## **Die Ungewissheit stellte mich vor große Hürden**

*Meine persönlichen Eindrücke*

Der 1. Mai 1981, ein Tag in Frühlingslaune. Der Lenz zeigte sich allgegenwärtig. Doch meine Aufmerksamkeit war auf die nördlich von Sanktandres gelegene Grenzortschaft Kurtitsch (Curtici, rumänisch) gerichtet. Dort wartete ich mit meinem gepackten Koffer auf den internationalen Schnellzug, der von der Landeshauptstadt Bukarest sein Ziel in Richtung Westen von Europa ansteuerte. Er trug den Namen „Orientexpress“. Er kam vom Orient und wollte nach Paris. Ich wartete. Langsam rötete sich der Sonnenhimmel. Die lang erhoffte, sehnsüchtige Fahrt in die freie Welt grübelte in meinem Ich. Ich wartete ...

Um 6 Uhr stand das Gefährt auf dem ersten Gleis der Bahnhofstation. Ich guckte nochmals in meinen braunen Reisepass, wo mein Porträtfoto fest verankert war. Ein großes Siegel der rumänischen Milizbehörde bestätigte eindeutig meine Präsenz. Auch das sozialistisch rumänische Landeswappen war in diesem Dokument eingestanz und zusätzlich ein nicht übersehbarer eingemeißelter Vermerk mit einer erdrückenden Registrierung, dass ich ein Staatenloser sei. Also ... Ein Mensch ohne Rechte, der letztendlich doch die begehrte Pflicht hatte, dieses Land schnellstmöglich zu verlassen. Aber so war es doch von mir gewollt?! Ich wollte ein Deutscher unter Deutschen sein; von mir herbeigesehnt, obwohl mir klar war, ein Jahr darf ich Sanktandres bzw. das Banat nicht mehr sehen. Die Landesbestimmungen wiesen eindeutig darauf hin.

Pünktlich setzte sich der „Orientexpress“ in Bewegung. Kaum ratterten die Räder des Zuges auf den geradlinigen Gleisen, erschien auch schon der Schaffner mit einem rumänischen Grenzer im Abteil. Etwas majestätisch zeigte ich mein Ausreisedokument vor; und doch erdrückte mich eine gewisse Angst, die erträumte Freiheit war ganz nahe und noch längst nicht errungen. Wie heißt es so schön: Alles, was du willst, ist auf der anderen Seite der Angst.

Abrupt sprachen uniformierte Herren die ungarische Sprache. Alles schien plötzlich anders zu sein. Das monotone Räderknarren nahm kein Ende, das mir erstaunlicherweise zu jener Zeit wirklich nicht langweilig schien. Die Eisenbahn zischte über die weiten, flachen Felder der ungarischen Tiefebene. Ich verspürte, ich fühlte die freiheitliche Luft, die bereits in mein aufgewühltes Antlitz kroch.

Ein Hauch von einem grandiosen Neubeginn blies in mein noch unfreies Gesicht. Plötzlich piff die Lok wie eine moderne Bach-Orgel, nur viel lauter, sehr turbulent in dem freien Terrain, das mit den Farben rot-weiß-rot gekennzeichnet ist; waren es doch die lang ersehnten ersten Freiheitsfarben, die ich hochachtungsvoll verspürte und

nun sichtlich genoss. Die bunten Felder und Gebäude, mit allen sensationellen Farben ausgestattet, widerspiegelten sich in meinen weit geöffneten, verwunderlichen Augen.

Durch das Erreichen des Wiener Hauptbahnhofs endete die erste Etappe dieser Freiheitsfahrt. Ein schnelles Umsteigen in den Intercity „Johann-Strauß“, der das Ziel Dortmund anstrebte, ließ jedoch ein richtiges Durchatmen nicht zu. Das blau gefärbte Firmament, mit weißen Wölkchen geziert, winkte mir zu dem südlich gelegenen Land Bayern, dem Land der Könige und Schlösser mit seinen fast bis zum Himmel ragenden Bergen... So erzählte man mir von dieser glanzvollen Gegend.

Punkt 17.02 Uhr traf der österreichische ICE „Johann Strauß“ in der Drei-Flüsse-Stadt Passau ein. Ein kurzer Aufenthalt und schon raste er in Richtung Nürnberg. Bei dieser Gelegenheit gedachte ich kurz an meine Verwandten, die in dieser bischöflich deutschen Grenzstadt Passau ihre Heimat bereits fanden.

Als der grelle weiß-blaue Himmel an diesem Maifeiertag in einen abendlichen Schimmer trat und jetzt das Dunkle hervorstach, standen drei emigrierte Banater Schwaben an der Nürnberger Bahnhofsmission. Unwissend, aber doch entschlossen baten wir einen Taxifahrer, uns in das uns unbekanntes Durchgangslager der Vertriebenen zu bringen. Dort angekommen forderte der Fahrer uns höflich auf, seine erbrachte Dienstleistung mit 9 DM zu begleichen; ganz seltsam für uns durften wir aus dem kommunistischen Reich doch keine Valuta besitzen, geschweige mitbringen. Die energische Empfangsperson der Nürnberger Herberge, eine gewisse Frau Laune\*, schrie laut und hochnäsig, jedoch fragend in die dämmerige Runde: „Seid ihr in Rumänien auch kostenlos mit dem Taxi kutschiert worden?!“ Es klang nach einer verhassten Rüge, obwohl wir nichts dafür konnten. Als sie sich beruhigte und sie sich wieder dem Realen fügte, teilte sie uns je ein Zimmer, etwas Vollkornbrot, haltbare Fleischkonserven und eine kleine Packung Kaffee mit Sahne zu. 35 DM pro Person galten als Startkapital.

Übers Wochenende besuchten mich die ersten Verwandten und steckten mir etwas „Kleingeld“ zu, war für mich doch dieser Obolus von außerordentlicher Bedeutung. Es galt als Startschuss für den angepeilten Neubeginn. Die andauernd ermutigenden Zusprüche der Besucher gaben mir den seelischen Antrieb für die nächsten Tage.

Ich wagte neugierig mein Näschen in die fränkische Metropole zu stecken. Mit großer Verwunderung besichtigte ich das Warenhaus Tengemann. Ich traute meinen Augen nicht, was für ein Verkaufsangebot man hier vorfand. Ich kratzte meine kleine Geldansammlung nicht an, denn ab nun entschloss ich mich für einen Neustart in der neuen Heimat gezielt zu sparen.

Um die Straßenecke stand eine kleine Kneipe, die mit einem schönen Blau und mit dem Namen „Edelweiß“ gekennzeichnet war. Das Blümchen Edelweiß, auch als „Almsterndl“ bekannt, schloss ich wohlwollend in mein orientierungsloses Herz ein. Den Zustand meines Herzens verspürte ich an seinem unruhigen Klopfen. Etwas schüchtern guckte ich mich in dieser überschaubaren Kneipe um und entschloss mich, ein kleines Bier zu trinken. Mein Pils schmeckte zauberhaft. Ein Hüne trat in den qualmenden Raum und tappte schnurstracks zur Jukebox. Er legte den einfühlsamen Song „Tränen lügen nicht“ auf den alten drehenden Plattenteller. Ich verfiel in ein gedankenversunkenes Umfeld. Tränen häuften sich in meinen funkelnden Augen. Ich weiß es nicht, waren es Freudentränen für das Erreichte oder Tränen von erlebnisreichen Zeiten im Banat, die nie wieder kommen werden. Auf dem „Heimweg“ in dieses notgedrungene „Nach Hause“ begegnete ich zwei Jugendliche, die viel zu viel in die mit Alkohol angereicherte Flasche dreinblickten und deren Zustände stark bläulich wirkten. Taumelnd schritt einer der beiden Alkoholleichen in meine Nähe und rülpste charakterlos mir kotzend entgegen. Erschrocken fragte ich mich: Ist das die neue Heimat, nach der ich mich Jahrzehnte von Kindesalter an so sehnte? Aber das herrliche Grün und die farbenfrohen Beete der prachtvoll dekorierten Parkanlage, das klar rissige Wasser eines quellenden Rinnsals, die strahlende Sonne am azurnen Himmel, das fröhliche Zwitschern der emsigen Vögel in den hochragend wiegenden Bäumen ließen mich wieder die Wirklichkeit von Zufriedenheit wahrnehmen.

Die nächsten zwei Tage, Montag und Dienstag, widmete ich mich einer Anhörung und einer Registrierung bei den Nürnberger Behörden. Das Kartieren in den unzähligen Behördenräumen nahm kein Ende. Für den Vertriebenenausweis, für die Einbürgerung, für das weitere Arbeitsleben, für die Regelung bzw. für die Festlegung der Neugründung von Heimatidealen wurde somit gesorgt und eingeleitet. Die „Friedlandhilfe“, nach dem Zweiten Weltkrieg für die damaligen verarmten Flüchtlinge gegründet und in den 80-er in der Nürnberger Durchgangsstelle beherbergt, schenkte mir einen Pullover, den ich jahrelang voller Stolz trug.

Die Sicherheitszentrale der Bundesrepublik Deutschland, die Behörde des Bundesnachrichtendienstes, stellte mir Fragen, die ich gehorsam, ehrlich und detailliert beantwortete. Ich schilderte dem Sicherheitsangestellten, dass ich meinen Militärdienst als falscher Soldat in der falschen Armee leistete, weil ich als Verräter des kommunistischen Staates wirkte. Ich erläuterte ihm das entsetzliche Zuschlagen mit einem Gummiknüppel des tobenden Milizbeamten auf uns freiheitsliebenden Menschen in unserer ehemaligen Heimatgemeinde. Ein stattgefundenes Geschehnis nur darum, weil wir deutsche Jugendliche, damals in den 70-er Jahren im hellen Mondschein auf offener Straße unsere Freiheitsideale besprachen und austauschten. Dies dürfte aber für den deutschen Geheimdienst ohne Interesse und Bedeutung gewesen sein. Ich konnte aber jedoch meine am eigenen Leib verspürten Entwürdigungen an den Mann bringen bzw. vielleicht auch verewigen. Allein dies beruhigte mich damals.

Am 6. Mai 1981 führte mich dann ein Regionalzug in die alte Bischofsstadt Regensburg. Dort am Bahnhof angekommen stieg ich in den Bus, der mich in die damalige Großgemeinde Neutraubling, ein Ort gegründet von Vertriebenen, brachte. In der Keplerstraße 36 angekommen, erwarteten mich bereits Herr Berger und Herr Dörre, der Hausmeister und der Verwalter des Übergangswohnheimes. Die Gastfreundlichkeit der beiden verleitete mich in eine gewisse Zufriedenheit eines Neuanfangs in meinem nun veränderten Leben. Ein gemietetes Zimmer gehörte mir. Eine alte Sperrmüll-Kommode, geerbt vom Vorgänger und frisch ausgesuchte Stühle vom Sperrmüllhaufen, zierten zusätzlich den kleinen, aber feinen Raum.

Als Neuankömmling meldete ich mich am nächsten Tag beim Arbeitsamt in der Stadt Regensburg. Nach langem Warten bei der arbeitsuchenden Behörde fand nichtsdestotrotz eine rasche Arbeitsplatzzuteilung statt. Die deutsche Sprache beherrschte ich in Wort und Schrift hervorragend; auch von einer Angestellten des Arbeitsamtes so geäußert und bestätigt. Einer schnellen Arbeitszuweisung stand nichts mehr im Wege.

Mein zögerliches Verhalten glich jedoch den Flüchtlingen der 40er Jahre. Dies wurde auch von meinem Berater erkannt. Er konnte mir Mut zusprechen, indem er mir getrost sofort eine Arbeitsstelle im Regensburger Stadtteil Irlmauth zuwies. Wie ein benommener Träumer suchte ich die Firma in diesem im Osten gelegenen Stadtteil. Enttäuscht entdeckte ich am Rande des Geländes eine Werkstatt, wo zirka acht Mitarbeiter sich mit Metallgegenständen beschäftigten. Zurückhaltend, unerfahren und ängstlich meldete ich mich im kleinen Büro des Firmeninhabers. Der Vorsteher dieses kleinen Unternehmens musterte mich von Kopf bis Fuß, – der bayerische Dialekt war mir ohnehin fremd – und artikulierte eine für mich unverständliche Argumentation in seinem kleinen Arbeitszimmer: „Ausländer stelle ich nicht ein.“ Punkt. Er brachte diese Darlegung mit einer ganz sonderbaren Abneigung zur Geltung. So empfand ich es nun mal. Nicht seine abweisende Einstellung störte mein schwankendes Empfinden. Nee. Die Art und Weise, wie er mir die Formulierung entgegenhielt, durchlöcherte, verletzte das Innere mein. Der ausgelöste Schock entpuppte sich aber dann als eine kleine Erleichterung, als ich mich erneut bei meinem Arbeitsberater vorstellte. Auch er zeigte sich von dieser böswilligen Haltung und Mitteilung überrascht, konnte mir jedoch gleich eine andere Arbeitszuordnung unterbreiten.

Nun steckte ich meine ganze Erfahrung und Fleiß in den mir zugewiesenen Betrieb, wo ich rasch Fuß fasste. Der Betriebsleiter Herr Straßer staunte über mein Können und schätzte meinen Fleiß. Er machte keinen Hehl daraus und betonte stets diese spezifischen Tugenden unserer Volksgruppe.

Es gab mir sehr, sehr viel Kraft und die innere Ausgeglichenheit, letztendlich in einem Werk derartig gefestigt zu sein. Dankend wurde mir nach kurzer Zeit an Weihnachten mein volles Weihnachtsgeld entrichtet und

anschließend belohnte man mich mit einer deftigen Gehaltserhöhung. Mir wurde immer bewusster, dass hier in Deutschland reichlich berufliche Aufstiegschancen vorhanden sind, ohne ein betreffendes Parteibuch oder bezahlte Bekanntschaften zu haben. Der berufliche Neuanfang war getan.

Oftmals konnte ich die politischen Auffassungen einiger Mitarbeiter nicht verstehen. Als das Demonstrationsrecht in dem freien Deutschland wegen Missbräuche eingeschränkt werden sollte, entstand unter einigen Arbeitskollegen ein Vertrauensverlust in die seit Jahren angeeignete deutsche Demokratie. Ich konnte diese Meinung nicht mit ihnen teilen, kannte ich doch ganz andere Einschränkungen und strafrechtliche Konsequenzen in einem kommunistischen System. Deshalb bereute ich meinen zielstrebigem Neuanfang nie. Niemals.

Ich erinnere mich. Als die Arbeitsbelegschaft Anfang der 80er Jahre in meiner Abteilung Brotzeit machte, hielt mein bester Kollege Lange, mit dem ich sogar befreundet war, eine Boulevardzeitung mir entgegen, wo auf der ersten Seite eine kuriose Mitteilung an die Leser getragen und propagiert wurde. Erstaunlich über 300.000 Rumäniendeutsche wollen nach Deutschland, hieß es in dem Artikel. Der Kollege schüttelte mit dem Kopf. Wie soll der deutsche Staat dieses unüberschaubare Problem lösen? Nachdem ich ihm deutlich machte, dass ich auch einer von denen wäre, lächelte er, klopfte mir auf meine hochzuckend erstaunten Schultern und meinte: „Du bist doch ganz anders.“

Im Landratsamt in Regensburg wurde mir am 3. September 1981 die Einbürgerungsurkunde überreicht. Diese Freude, dieses Dokument in meinem Besitz zu haben, war riesig; war die Staatenlosigkeit, das Gefühl, ein Niemand zu sein und nun endlich und gänzlich vorbei. Mein junges Leben bewegte sich langsam in eine zielstrebige Richtung, fand ich doch schon längst eindeutig meine neue Heimat. Christian Morgenstern, ein deutscher Dichter und Schriftsteller, zitiert: „Heimat ist dort, wo ich mich verstanden fühle.“ Nach all den verstrichenen Jahren und dem Erlebten fühle ich mich hier verstanden, glaube ich es heutzutage zu wissen.

*\* Name geändert, jedoch der Red. bekannt*

Hans Janzer